



„Aussehen ist
gefährlich geworden“



Bei ihrem Glyndebourne-Debüt als Pamina erregte sie große Aufmerksamkeit. Seitdem reißen sich Dirigenten wie Simon Rattle und Begleiter wie Graham Johnson um die Sopranistin **Kate Royal**. Kai Luehrs-Kaiser traf sie in Berlin und sprach mit ihr über Fremdheit im Sängerberuf, Mozart und die Nachteile, Tochter eines Popsängers zu sein.

Frau Royal, heißen Sie wirklich Royal?

Ja, ein in Großbritannien seltener, aber echter Name. Mein Vorteil ist, dass ich ihn nie buchstabieren muss. Ich sage einfach: „As in the Royal Family“.

In Ihrer Stimme hört man tatsächlich etwas Britisches. Sie erinnert ein wenig an Sängerinnen wie Deborah York oder Yvonne Kenny. Können Sie sich das erklären?

Nein, denn als ich in der Welt der Klassik ankam – mit der ich vorher nichts zu tun hatte –, besaß ich keine Vorstellungen oder vorgefasste Meinungen. Diese Welt war mir einfach fremd. Ich kannte auch keine anderen Sänger. Inzwischen ist es zu spät, um zu sagen: Ich würde gerne wie diese oder wie jene Sängerin klingen. Da müssen wohl dunklere Kräfte am Werk sein.

Empfinden Sie sich als Spätzüglerin?

Unbedingt, obwohl ich erst 29 Jahre alt bin. Als ich aufs College ging, musste ich einiges aufholen, denn die anderen, dachte ich, waren viel weiter. Ich hingegen hatte Lücken.

Deutete bei Ihnen zu Hause nichts auf klassische Musik hin?

In meinem Elternhaus gab es vielleicht fünf Klassik-CDs, zum Beispiel „Händels Greatest Hits“. Sie waren als Zeitschriftenbeilagen ins Haus geflattert. Allerdings mochten wir diese Musik. Für mich ist es bis heute ein Rätsel, dass ich in der Klassik gelandet bin.

Wo soll diese Reise hingehen?

Ich wollte immer Performerin werden, habe dafür viele Tanzstunden genommen. Als ich Teenager war, hielt ich Theater und Musicals für meine Welt.

Können Sie sich vorstellen, im Pop- oder Musicalbereich tätig zu sein?

Ich kann mir nichts Schlimmeres denken! Und zwar, weil es richtig fürch-

terlich klingen würde. Ich bin kein Fan von Opernsängern, die sich in Popmusik versuchen. Ich mag den Klang nicht, der dabei entsteht. Man hört die trainierte Stimme, die über die Stränge schlägt. Beim Jazz wird die Sache nicht einfacher. Denn das ist eigentlich eine Art höher ausgebildeter Popgesang.

Eine positive Ausnahme gab es allerdings: die Sopranistin Eileen Farrell.

Merkwürdigerweise war Eileen Farrell die erste Sängerin überhaupt, deren Stimme ich kennen lernte – durch John Andrew, meinen Lehrer und zugleich ehemaliger Heldentenor. Eine fantastische Sängerin! Allerdings nicht sehr ermutigend. Man reicht niemals an sie heran.

Ist Ihre Skepsis eine Lehre aus der Tatsache, dass Sie Tochter eines Popsängers sind?

Moment, mein Vater ist einmal ein Popsänger gewesen. Als ich noch klein war, hat er damit aufgehört. Weil meine Mutter sagte: „Du musst endlich etwas Vernünftiges tun.“ Sie ist Tänzerin. Also hat er angefangen, Songs zu schreiben. Wir hatten ein Klavier zu Hause. Er versuchte es sich beizubringen und schrieb – ungelogen – die Namen der Töne auf die Tasten. So war das Leben als Tochter eines Popsängers.

Trotzdem gehörte Singen zum Leben?

Es war Teil des Alltags. In Deutschland wird im täglichen Leben, glaube ich, nicht so viel gesungen. Bei uns gehört es dazu. Ich hatte immer das Gefühl: Musik, das ist etwas, was zu Hause wächst.

War Ihre Mutter als Tänzerin beruflich erfolgreicher?

Sie war keine Ballerina, hatte allerdings eine klassische Tanzausbildung. Sie landete in Fernsehshows als die Zweite von rechts. Als Baby hat sie mich im-

mer mitgenommen. Als ich heranwuchs, verließ sie meist abends zum Arbeiten das Haus. Unser Leben war nicht glamourös genug, um mir das Künstlerdasein sehr reizvoll vorzustellen.

Haben Sie – wie viele britische Sänger – anfangs im Kirchenchor gesungen?

Genau das gehörte nicht zu unserem Leben. Erst auf dem College habe ich gemerkt, wie viele professionelle Sänger aus Chören hervorgegangen sind. Sakralmusik insgesamt ist mir eher fern.

Haben Sie den Eindruck, dass Sie den Lebenstraum Ihrer Eltern verwirklichen?

Ja, in gewisser Weise. Meine Eltern haben inzwischen auch selber eine echte Zuneigung zur klassischen Musik entwickelt. Sie kaufen CDs und besuchen Konzerte. Es gefällt mir sehr.

Der deutsche Kritiker und „Stimmenpapst“ Jürgen Kesting hat Ihrer Stimme attestiert, sie klinge „sexy“ – ein für ihn ungewöhnliches Epitheton. Gute Sache?

Ich müsste mal mit ihm sprechen. (lacht) Gut ist es, wenn es zur Sache passt. In meiner Absicht liegt diese Wirkung allerdings nicht. Glauben Sie bloß nicht, dass Singen etwas ist, was sich für Sänger besonders sexy anfühlt.

Welches Bild haben Sie heute von Ihrem Leben?

Dass man hart arbeiten muss für seine Leidenschaft. Ich liebe Routine. Geben Sie mir einen Stundenplan von neun bis fünf Uhr, und ich bin glücklich. Genau deswegen geht mir mein eigener Lebenswandel so sehr gegen den Strich.

Inwiefern?

Zu viele Reisen. Ich musste auch zu schnell und hektisch in diesen Beruf hineinwachsen, als dass es Spielraum hätte geben können, um eigene Fehler zu machen. In einer öffentlichen Arena

Aktuelle CD

Midsummer Night: Arien von Dvorák, Walton, Lehár, Korngold, Britten, Strawinsky und Barber; English National Opera Orchestra, Edward Gardner (2009); EMI CD 5099926819228

Bereits erschienen

Orchesterlieder: Werke von Debussy, Delibes, Ravel, Strauss u. a.; Academy of St Martin-in-the-Fields, Edward Gardner (2007); EMI CD 0094639441921



zu lernen ist nicht sehr komfortabel. Ich habe das Gefühl, mir keine Ausrutscher erlauben zu können, ohne dass sofort darüber geschrieben wird. Daran kann ich mich kaum gewöhnen. Ich gehe zur Arbeit, und am nächsten Tag steht etwas darüber in der Zeitung: sehr seltsam. Auch der Lebensstil geht total gegen meine Natur. Meine Fremdsprachenkenntnisse auf Reisen reichen nirgendwo aus. Ich fühle mich entfremdet. Außerdem handelt es sich um einen furchtbar einsamen Beruf.

Besonders nach dem Konzert?

Genau. Allein im Hotelzimmer landet man vor einer Wand. Ich kann, wenn ich dort ankomme, nicht einmal mehr etwas bestellen. In den ersten Jahren, als ich mich in solchen Situationen wiederfand, allein mit meinem Koffer, dachte ich jedes Mal: Was in Gottesnamen machst du hier eigentlich?! Das ist nicht, was du dir vorgestellt hast. Ich fühlte mich eigentlich sehr verletztlich. Es heißt bis heute im Restaurant jedes Mal: „Table for one!“

Ihre erste CD war ein bunt gemischtes Programm. Man könnte denken, Sie wussten nicht, in welche Richtung es gehen soll.

Ich wollte eher vermeiden, dass man sagt: „Ach, so eine ist das!“ Teilweise,

weil ich das selber nicht so genau weiß. Aber auch, weil ich nicht daran glaube. Die Karriere fokussiert einen schon genug auf bestimmte Dinge. In meinem Fall nicht zuletzt auf Mozart. Ich singe Pamina, die „Figaro“-Gräfin, nächstes Jahr Donna Elvira. Ich würde gerne Susanna singen. Alles in der umgekehrten Reihenfolge, die sonst üblich ist.

Ihre zweite CD ist erneut ein gemischtes Programm. Wollen Sie wieder etwas beweisen?

Nein, das neue Album, auch wenn es bunt aussieht, versammelt nur Opernarien aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Rollen, von denen ich einige gesungen habe und von denen ich die anderen gerne singen würde. Psychologisch zweideutige Charaktere.

Welche Rolle war bisher für Sie ideal?

Ideal für mich war „The Turn Of The Screw“ von Benjamin Britten. Meine erste wundervolle Opernerfahrung, als ich es in Glyndebourne machte. Ich könnte das immer tun. Das hat mich völlig weggebracht vom ewigen Nachdenken über die Stimme. Ich war wie verwandelt. Alle Rollen auf der neuen CD haben eine ähnliche unterschwellige Schwere und Kompliziertheit. Die Musik allerdings nicht. Ich gehe am liebsten über die Charaktere an die Musik heran.

Nach Mozart wird Strauss für Sie kommen, oder?

Es ist nett, dass Sie das sagen, denn das wäre mein Traum. Sophie im „Rosenkavalier“ ist, glaube ich, kein Problem. Zdenka und Arabella könnten folgen. Das ist Zukunftsmusik. Vielleicht lacht mich auch noch einmal eine Rheintochter an. (lacht)

Welche klassischen Sänger bewundern Sie?

Außer Eileen Farrell gewiss Irmgard Seefried. An ihr liebe ich den natürlichen, jugendlichen Ton. Viele Leute denken noch immer, Opernsängerinnen seien dick und ihr Ton laut. Im Grunde verkörpert Paul Potts diesen Typus. Genau das ist es, wogegen wir vorgehen müssen.

Betrachten Sie sich als Teil der Altemusik-Szene?

Demnächst werde ich Händels „Resurrezione“ singen – aber das ist nur ein Teil von mir. Ich betrachte mich viel eher als eine Recital-Sängerin, die Ausflüge zur Oper und zum Oratorium unternimmt. Liederabende sind das, was mich wirklich in dem Beruf hält und fasziniert. Da ich so glücklich bin, oft in der Wigmore Hall auftreten zu dürfen, hängt das vermutlich sogar mit dem Saal zusammen. Ich wohne dort um die Ecke – und bin verwöhnt. Gar nicht leicht, daneben einen anderen guten Saal zu finden. Außer vielleicht den kleinen Saal des Concertgebouw.

Sie mögen es nicht, darüber zu sprechen, dass Sie auch eine schöne Frau sind. Warum nicht?

Weil es gefährlich ist. Dergleichen bedeutet so viel heutzutage, dass man intuitiv auf der Hut ist und es riskant findet, darauf angesprochen zu werden.

Wieso riskant?

Man muss heute in viel höherem Maße für eine Rolle gut aussehen als in früheren Zeiten. Ich bin mit einem Schauspieler zusammen, und vielleicht auch deswegen für diesen Punkt sehr sensibilisiert. Eine dicke Sängerin, die gut singt, ist in höherem Maße unverzichtbar als ein dicker Schauspieler, der gut spielt. Aber welche Sängerin möchte schon wegen des Aussehens engagiert werden? Aussehen ist gefährlich geworden in unserem Job.

DEUTSCHE WELLE



Kate Royal ist **Künstlerin des Monats** im DW-RADIO. Am 7. und 21. Juni 2009, 21.05 Uhr, werden aktuelle Aufnahmen mit ihr vorgestellt.

Das DW-RADIO ist zu empfangen über Satellit HOT BIRD 6 digital, 13° Ost, 11,604 GHz, horizontal, 27,5 Msymbols/s, FEC 5/6, Kanal DW-M. Internet: www.dw-radio-m.de.